



Nr. 201:

Dienstag, den 29. August 1905.

20. Jahrgang

Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Treller.

Vorlesung

Nachdruck verboten.

Mr. Stanford hatte einen jungen deutschen Gelehrten gefunden, der eine Amerikanerin zur Frau hatte, glücklicherweise kein Schulpedant war, sondern das große wilde Kind, das ihm zur Erziehung anvertraut wurde, als Gentleman behandelte und ihm volle Freiheit gestattete.

Ein angeborener Takt, ein tiefer sittlicher Ernst und die männlich und doch bescheidene Haltung des jungen Wilben hatten Mr. Henry, diesen Namen führte er, bald heimisch in der Familie gemacht. Doktor Wagner ließ ihn, auf den in der großen Stadt eine Fluth von Eindrücken einströmten, ruhig gewähren und behandelte ihn als Freund, ihn fast unmerklich leitend.

Henry besaß Energie und einen scharfen Verstand, lernte bald die neuen Eindrücke ordnen und warf sich mit Feuererifer auf das elementare Wissen, daneben erweiterte sein Führer den geistigen Horizont seines Schülers.

Wenn Henry seine Hand der Feder dienstbar machte, sagte er: „Warte nur, Eichtlächchen bald sollst Du nicht mehr über mich lachen.“ Nach vier Wochen schrieb er ihr einen Brief in einer großen, aber wohlgeformten Runderhandschrift, auf den er sehr stolz war.

Von Zeit zu Zeit aber überkam ihn aber der wilde Freiheitsdrang, und dann stürmte er mit Büchse und Jagdtasche hinaus in die Wälder und kam oft nach Tagen erst wieder zurück, um dann mit neuem Eifer sich den Studien zu widmen. Doktor Wagner ließ ihn ruhig gewähren. Henry war ein vorzüglicher Reiter, und Mr. Stanford hatte ihn ein edles Roß zur Verfügung gestellt, auf dem der Jüngling oft genug wild umherjagte.

Daneben machte der begabte junge Mann, der den Werth des Wissens bald erkannt hatte, reichende Fortschritte. Sein natürlicher Verstand, die ungezwungene Anmuth seines Benehmens ließen ihn in größerer Gesellschaft, was die Haltung anbetraf, durchaus als gleichberechtigt erscheinen, und besonders die Damen, bemühten sich, den auffallend schönen Jüngling auszuzeichnen, obgleich diese Auszeichnung auf den Waldmenschen wenig Eindruck machte.

Als Henry eines Tages Doktor Wagner mit seinen Kindern Deutsch sprechen hörte, horchte er auf, und sein Blick irrte in die weite Ferne, als ob von dort bekannte Klänge zu ihm drängten. Doch dies war auch das einzige Zeichen, das darauf hindeuten schien, daß ähnliche Laute einst sein Ohr umschmeichelt hatten.

Mr. Stanford hatte ihn mehrmals besucht und sich über die Fortschritte seines jungen Schutzbefohlenen aufrichtig gefreut.

Mrs. Walton hatte sich bei ihrer Theilnahme für den Reiter Alaras wiederholt nach dessen Schicksal erkundigt, aber Mr. Stanford, der das auffallende Erscheinen des Franzosen in Creel nicht vergessen hatte und muthmaßte, daß die Nachfrage der Dame vorwiegend dem auffallend schönen Mann gelte, hatte ihr nur erwidert, daß er ihn in einer Erziehungsanstalt unterge-

bracht habe, damit er das versäumte Wissen nachholen könne. Auch hatte er Alara eingeschärft, nichts von Henrys Aufenthalt zu sagen, worauf diese um so bereitwilliger einging, als ihr Mrs. Walton sehr unsympathisch war.

In Mr. Stanford, der mit abgöttischer Liebe an seinem Kinde hing, war der Gedanke aufgestiegen, ob nicht der romantische Waldessohn, den so hohe Vorzüge der Seele und des Körpers auszeichneten, dem Herzen seines kaum zur Jungfrau erblühenden Kindes theuer geworden sei, was ihm bei allem Wohlwollen für den, der ihm das Liebste gerettet, doch wenig angenehm gewesen wäre.

Doch schien Alara weiter nichts als eine kindliche Theilnahme für den Jäger zu empfinden, der selbst nichts mehr als ein großes Kind war.

Sie war noch zu jung, um sich über ihre Empfindungen klar zu sein. Der Brief Henrys bereitete ihr eine große Freude und sie trug ihn, was ihr Vater aber freilich nicht wollte, stets mit sich und hielt ihn oft auf dem Herzen verwahrt. Festlichkeiten fanden in diesem Theile des Jahres unter den reichen und gastfreien Bewohnern jenes Landstriches überall statt, bald war ein Picnic im Walde, zu dem sich die Bewohner der Herrenhäuser vereinigten. Selten fehlte bei diesen Festlichkeiten Mr. Stanford mit seiner Tochter, denn er war lebhaft bemüht, sie in Gesellschaft zu bringen. Daß die anmuthige junge Erbin von Wilmington stets von einer Schar aufmerksamer Kavaliere umgeben war, schien aber Alara wenig zu berühren.

Bei allen diesen Festlichkeiten gab Mrs. Walton, die ebenso reich als weltgewandt und von feinen gesellschaftlichen Formen war, den Ton an.

Die Dame spielte eine eigenartige Rolle in der Gesellschaft der Country. Die Gattin eines Mannes von unermeßlichem Vermögen und dementsprechendem Einfluß hatte sie sich beides dienstbar zu machen gewußt und herrschte nicht nur in der Gesellschaft allein.

Mr. Walton hatte seine zweite Gemahlin vor vielleicht dreizehn Jahren in Paris kennen gelernt und sie dort geheirathet. Seltsame Gerüchte liefen bald über die junge Frau um.

Man wollte wissen, sie sei die Tochter eines berühmten Spielers aus Louisiana, sei bereits verheirathet gewesen und habe allerlei merkwürdige Abenteuer erlebt. Doch blieb dies nur Gerücht.

Als die neue Mrs. Walton auf Woodhouse erschien, Besuche machte und ihren Salon eröffnete, huldigte doch alles der schönen, eleganten Frau. Ihre muthmaßliche Vergangenheit deckten vollständig der Name und der Reichtum ihres Mannes. Von da ab war Mrs. Walton die nachgebende Dame der Gesellschaft. Daß sie über den kränklichen Mr. Walton eine entsprechende Herrschaft ausübte, verminderte ihren Einfluß nicht.

Mrs. Walton lebte, wie es auch der Reichtum ihres Gemahls erlaubte, auf dem größten Fuße und brachte einen großen Theil des Jahres auf kostspieligen Reisen zu. Bald glänzte sie in New York, bald in Paris und London. Anfangs begleitete

Mrs. Walton lie, als diesen seine fortschreitende Krankheit an den Stuhl fesselte, reiste allein. Viel munkelte man darüber, daß Mrs. Walton die Kinder ihres Mannes aus erster Ehe mit großer Härte behandelte, doch wußte man darüber nichts genaueres.

Mrs. Walton war eine Natur, die, gestützt auf enorme Mittel, alle Freuden des Lebens voll ausgelostet hatte, ob ihr gleich die Bethätigung der Macht, die ihr der Reichtum gestattete, am werthvollsten zu sein schien. So vergnügungssüchtig sie war, so viel sie auch unvorben wurde, so blieb ihr Ruf als Weib doch unangefastet. Ein Herz schien sie nicht zu haben. Die Herrschaft in der Gesellschaft, im Hause selbst, in dem ausgedehnten Wirtschaftsbetriebe, so weit sie ihn machen konnte, schien ihr das Begrenztenwertheteste zu sein. Die Wirtschaftsbewanten zitterten vor ihr. Ja, selbst in den Angelegenheiten der Country, des Staates machte sie bei den Wahlen und anderen Anlässen ihren Einfluß geltend, und oftmals hatten die es zu befehlen, die ihrem Willen entgegenstimmten.

Denn sie nicht zu lieben verstand, verstand sie doch zu hasen. In dieser Frau vereinigten sich maßlose Herrschbegierde mit einer maßlosen Lust an weltlichen Vergnügungen.

Man vergiehe dies der immer noch auffallend schönen Frau, so lange man Gewinn zog von ihren bizarren Tugenden, die stets sehr kostspielig waren und die beste Gesellschaft der ganzen Landschaft drängte sich zu ihren Festen, lag in ihrem Banne.

Das war die Frau, die der junge Waldmann ein so ungewöhnliches Interesse abnöthigte. Die Verhaftung der Hinters verbot die beabsichtigte Nachforschung nach dessen Herkunft und trotz argwändiger Mühe vermochte Mrs. Walton Henrys Aufenthalt nicht zu erkunden, der außerdem nur Mr. Standford und Miss Clara bekannt war. Die vorsichtige Erkundigung nach dem Schicksal des Retters der Erbin von Wilmington hatte kein Resultat. Auch gedachte des Jägers, mit Ausnahme der Herrschaft, kaum noch jemand, und in dem glänzenden Treiben, das auf den großen Gütern entfaltet wurde, schien auch Mrs. Walton den Mann vergessen zu haben, wenigstens fragte sie nicht wieder nach seinem Schicksal.

Henry, der nun ein halbes Jahr eifrig den Studien obgelegen hatte und daneben, wie er sich mit Humor ausdrückte, als Wilder in den Drawingrooms gezeigt worden war, hatte sich die Erlaubniß ausgebeten, Wilmington besuchen zu dürfen.

Nach einiger Ueberlegung gewährte Mr. Stanford diesen Wunsch. Der kluge Mann nahm an, daß der junge von einem romantischen Schimmer umgebene Jäger im Salon diesen Schimmer durchaus verlieren, und daß damit auch der Eindruck schwinden würde, den er möglicherweise auf das Herz seines Kindes gemacht haben könnte.

Das instinktive Mißtrauen gegen Mrs. Walton — eine Dame, deren Charaktereigenschaften er wenig Sympathie entgegenbrachte — das in ihm aufgestiegen war, als er ihren Vertrauensmann, den Franzosen, in Gesellschaft des ihm wohlbekannten Negers, vor Hunteys Wohnung bemerkte, war nicht geschwunden, aber er mußte sich sagen, daß es mehr der Persönlichkeit der Frau galt, als daß wirkliche Gründe dafür vorhanden gewesen wären.

Schließlich konnte man Henry nicht immer verstecken, und vielleich hatte ihm seine Antipathie auch einen Streich gespielt. Was konnte Mrs. Walton von dem ihr unbekannten Menschen wollen? Er lud Henry nach Wilmington zum Besuche ein.

Strahlend vor Freude packte dieser seinen Koffer und bestieg den Dampfer, der ihn stromab tragen sollte. Das Gesichtchen wieder zu sehen, war ihm doch sehr lieb. Dieser junge Sohn der Wildniß war nicht nur eine jugendlich männliche, sondern in seinem gut sitzenden Reiseanzug auch eine elegante Erscheinung. Seine Haltung, die ungesuchte Anmuth der Bewegung, die Gemessenheit derselben hatten etwas, das ihn wesentlich und zwar vortheilhaft von jungen Leuten auch der besseren Kreise unterschied.

Sein schönes Gesicht, das in Gesundheit und Lebensfreude strahlte, hatte das Braum, welches Wind und Sonne darauf abgelagert hatten, verloren, ohne an Frische etwas einzubüßen.

Trotz der scharfen Züge, die gewohnt waren, sich nicht das Kleinste entgehen zu lassen, lag der Ausdruck unberdorbener Jugendlichkeit auf diesen Zügen, die unwiderstehlich für den Jüngling einnahm, um so mehr, als sie bei der Jugend der amerikanischen Städte nur sehr selten zu finden war.

Henry sah sich auf Deck des Dampfers, der nur dem Lokalverkehr zwischen den Merstädten von Arkansas und Mississippi diente, um. Auf dem Hinterdeck befanden sich nur wenig Passagiere.

Unter den männlichen Reisegefährten fiel ihm ein älterer, an der Bordwand sitzender Mann auf, der mit einer gelassenen

Maße auf den Strom hinausblickte, ohne von dem Treiben umher, dem Gehen und Kommen, dem hastigen Ein- und Aussteigen irgend welche Notiz zu nehmen. Das Gesicht dieses Mannes, der in einem grauen Sommeranzug gekleidet war, übte eine besondere Anziehungskraft auf Henry aus. Die Züge, die ein kurzgehaltene Vollbart umgab, waren von edler Form, aber es war nicht das, was Henrys Augen fesselte, es lag in diesem Gesicht, gebräunt von mancher Sonne, ein ganz besonderer Ausdruck, der dem Jüngling fremd war.

Das Antlitz des Mannes zeigte eine apathische Ruhe, die nicht frei von einer stillen Trauer war, es war etwas weltentfremdetes darin, daß die Erscheinungen dieses Daseins gleichgültig an sich vorüberziehen ließ.

Der Mann, der nicht mehr jung war, denn in Haar und Bart mischte sich bereits Grau, blickte freilich auf den Strom hinaus, doch schien der Blick in weite Ferne gerichtet zu sein.

Die Haltung des Mannes fiel Henry um so mehr auf, da sie von dem lebendigen, lärmenden Treiben um ihn her um so mehr abstach. Auch war Henry ein scharfer Beobachter, bereits erfahren genug, um zu erkennen, daß er in dem schweigsamen Herrn einen Gentleman vor sich hatte.

Die ganze Persönlichkeit wirkte so anziehend auf ihn, daß er unweit von ihm Platz nahm.

Er vermochte seine Augen nicht von diesem Gesichte abzuwenden. Der Mann bemerkte ihn so wenig wie die anderen umher. Die Schiffsglocke erklang, die Landungsbrücke wurde abgeworfen und der Dampfer setzte sich in Bewegung.

Ein eben an Bord gekommener langbeiniger Bursche mit dem Typus eines Yankee ließ sich ungeachtet auf der Bank nieder, auf der der stille Mann saß, spuckte Tabaksast aufs Deck und sagte zu diesem:

„Gebt etwas Raum, Sir, daß ich meine Füße ausstrecken kann“, obgleich ringsum Platz genug für seine Gliedmaßen war.

Dieser beachtete die Aufforderung nicht, hatte sie wohl kaum vernommen und blickte bewegungslos wie bisher auf den Strom hinaus.

Dies schien den Yankee zu ärgern, denn er sagte barsch: „Sage Euch, Sir, will meine Beine ausstrecken, gebt Raum, Sir, oder ich nehme ihn mir.“

Dies schien der an Bordseite Sitzende doch gehört zu haben, denn er wandte den Kopf und sah den langen Neuengländer mit einem Blick an, wie man wohl ein fremdartiges, wildes Thier betrachtet.

Diese Ruhe und dieser Blick schienen den Mann aus dem Osten noch mehr zu erbosen, denn mit einem: „Damned your eyes!“ hob er die breiten Füße, um sich augenscheinlich gewaltsam Platz zu machen.

Von Henrys eiserner Faust, der den Vorgang mit zusammengezogenen Brauen beobachtet hatte, im Nacken gefaßt, wurde er mit einer Eilfertigkeit und mit einem Nachdruck herumgerissen, daß nicht nur seine Absicht verhindert wurde, sondern der Bursche auch eine sehr komische Figur machte, eine Komik, die durch sein verblüfftes Gesicht nicht geringer wurde.

„Damned! Don't rescal!“ fluchte der Bursche und sprang auf die Füße, die Häufte reckend: „Come on!“

Vor sich sah er den hoch aufgerichtet stehenden Henry und blickte in dessen funkelnde Augen, die unter drohend zusammengezogenen Brauen hervorleuchteten. Dieser Anblick mußte dem Burschen doch Bedenken erregen, denn er ließ die Häufte sinken.

„Wie wagen Sie es, Sir, einen Gentleman zu beleidigen?“

„Vertragen Sie sich wie ein Gentleman, und es wird Sie niemand beleidigen.“

Schon hatten sich einige Passagiere genahet, die mit Behagen das Schauspiel eines Faustkampfes zu erwarten schienen, und schon ballte der Yankee mit einem „Come on!“ seine Häufte als der Kapitän, der Zeuge des Auftrittes gewesen war, dazwischen trat.

„Stedt Eure Branken gefälligst in die Taschen, Sir,“ sagte er zu dem Yankee, „das Deck des „Diodor“ ist kein Platz zu einem Boggang. Sage Euch, gebt Frieden, oder es gibt Mittel, Euch gute Manieren beizubringen.“

Der Bursche, der wohl fühlte, daß er zu weit gegangen war, auch an den Mienen der Umstehenden sah, daß er keine Unterstützung zu erwarten habe, und dem das entschlossene Gesicht und die Gestalt des Jünglings einige Ehen einzulösen schien, brummte etwas in den Bart und zog sich grimmig zurück.

Henry wandte sich, und seine Augen begegneten jetzt zum ersten Male denen des Herrn, dem er so kraftvolle Unterstützung geliehen hatte.

Mit einem gütigen Ausdruck war dessen Blick auf Henry gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Von Baku nach Rescht.

Reisefolge von Dr. Stolze.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Begen Mittag nähern wir uns dem Sesid Rud (weißer Fluß), dem Hauptstrom des nördlichen Persiens, von dem der Fluß von Rescht, dessen Lauf wir ungefähr gefolgt sind, nur eine kleine Deltaabzweigung ist. Bei dem 479 Meter hohen Zmānzādeh Haschem — Zmānzādeh bedeutet „Heiligengrab“ — treten wir an den Fluß heran, und mit einem Schlage verändert sich das ganze Bild. Durch mächtige Felsenwände, die Vorberge des Elbursgebirges, hat sich der schäumende Fluß mit seinem weißgrauen Wasser von dem er seinen Namen „Weißer Fluß“ erhalten hat, Bahn gebrochen. Terrassenförmig, aber steil steigen zu beiden Seiten die mit der üppigsten Vegetation bedeckten Ufer empor. Zur rechten Hand von ihm zieht sich unser Weg dahin, bald steil emporsteigend, bald sich wieder bis fast zum Fluße hinabsenkend. Wir machen hier unsere ersten Studien im Reiten auf diesen Gebirgswegen. Zuweilen geht es so schroff hinauf, von Felsblock zu Felsblock, daß wir Schusterzängel nehmen müssen; bald wieder so schräg bergab, daß es dem Anfänger schwer wird, nicht auf den Hals des Tieres hinabzugleiten. Aber alles lernt sich. Nur mir Unglücklichen mit der Wunde, die ich mir am ersten Tage unseres Aufenthaltes in Persien gerade an der beim Reiten am meisten in Anspruch genommenen Stelle zugezogen hatte, fällt es recht schwer.

Die Aussicht links ins Tal hinunter ist prachtvoll; wie Aulissen ziehen sich die Baumgruppen malerisch bald hier, bald da vor und eröffnen reizende Durchblicke. Das gegenüberliegende Ufer bis hoch hinauf erglänzt in allen Farben dieser üppigen Vegetation, von hellstem Grün bis zu schwarzbrauner Färbung, vom zartesten silbergrauen Ton bis zum herbstlichen Gelb. Hinter dem allen türmen sich die Riesenberg des Elburs empor, von einem Glanze und einer Parttheit der Färbungen, wie ich sie bis dahin noch nie gesehen hatte. Im reinsten Violett leuchten die großen Flächen, während alle Tiefen in ihnen tiefblau erglänzen. Man hat den Eindruck, als seien diese Berge aus Amethyst und Saphir gebaut. Diese Farbenpracht der Ferne begleitet den Reisenden von hier ab durch ganz Persien. Selbst in der größten Oede, wo kein Grün ihm freundlich entgegenlacht, zaubert ihm die Ferne ein Paradies vor die Augen und hilft ihm über die Trostlosigkeit der Nähe hinweg. Immer kommt es ihm vor, als müsse dahinten ein schönes Land liegen, was ihn für die Entbehrungen entschädigen wird, die er im Augenblick zu erleiden hat.

Es war recht heiß, und wir empfanden es als eine große Erquickung, als unser Führer uns tief hinab in ein seitliches Tal einklinken ließ, wo wir am Rande des rieselnden Wassers einen Zmbiß zu uns nahmen. Die Karavane passierte indessen vorüber, und wir rasteten so lange, bis das letzte Geklätt ihrer Räder verklungen war. Dann stiegen wir wieder auf unsere Reittiere, und weiter ging es dem Süden zu. Dabei mußten wir eine mächtige, ganz-weiß nach Osten vortragende Klippe übersteigen, an deren Fuße der Strom unmittelbar vorüberbrauscht, 400 Meter tief. Einen prachtvollen Ausblick stromabwärts und stromaufwärts hat man von hier. Man sieht, wie der Fluß in zahlreiche Arme verteilt um kleine Inselchen, die auf ihrer Mitte mit Grün bedeckt sind, herumfließt, rauschend und sprudelnd, und doch, seiner großen Wassermenge zum Trost, für die Schifffahrt völlig unbrauchbar. Selbst wenn hier Kanäle angelegt würden, wäre nichts dadurch zu erreichen.

Es ging nun wieder hinab ins Tal, wir näherten uns dem Fluße selbst, ja, wir passierten eine Anzahl seiner flachen Arme. Zu beiden Seiten traten die Berge weiter zurück, die Vegetation wurde einförmiger, bis wir endlich gegen drei Uhr unser Ziel, das Dorf Rustāmābād erreichten, das auf einer der flachen Bodenterrassen im Westen des Flusses aufgebaut ist. Wir nahmen im Posthause unsere Station.

Von Rustāmābād bis Māndjil. Persisches Brot.

Der Charakter war hier schon insoweit ein ganz anderer, als uns kein Wald mehr umgab und die ganze Gegend einen verhältnismäßig unfruchtbaren, wenig anziehenden Eindruck machte, wenngleich rechts und links in weiterer Entfernung vom Fluße die mächtigen Berge himmelan stiegen. Wir wanderten, nachdem wir uns an dem unvermeidlichen Tee gestärkt hatten, in der Umgegend herum, nach Tieren und an den fahlen Felsen nach Versteinerungen suchend, ohne indes eine große Ausbeute zu finden. Nur Frisch gelang es, eine Anzahl von Diatomeen aus dem Wasser zu schöpfen, die er unter seinem Reisemikroskop eifrig untersuchte. Unsere Wohnung

lag, wie in allen Posthäusern, auch hier eine Treppe hoch.

Zu wir Zeit hatten, etablierten wir einen kleinen Stat-abend, wie denn überhaupt dieses Spiel uns die dunklen Abende verkürzte. Am nächsten Morgen ging es wieder vorwärts, nachdem sich das Beden und die Ungemütlichkeit der Vorbereitungen in derselben Weise wiederholt hatte. Wir begannen uns nun bereits daran zu gewöhnen und es als die unvermeidliche Einleitung unseres Reisetages zu betrachten.

Wenn auch die uns umgebende Landschaft nicht mehr die Pracht zeigte, wie am ersten Tage unseres Eintrittes in die Berge, so war sie doch immer noch schön genug.

Zu beiden Seiten des Flusses erstreckte sich nach wie vor eine üppige Vegetation, und nur weil die Berge nahe aneinander rückten, war der Charakter ein gewöhnlicherer. Gegen Mittag sahen wir vor uns einen eigentümlichen graugrünen unansehnlichen Wald. Wir näherten uns ihm erwartungsvoll. Was waren dies für häßliche, sonderbare Bäume? Freund Goelher lachte und erklärte uns endlich auf unser Fragen, daß es Oelbäume seien, deren Frucht, die Oliven, betriebliche Armenier, zuletzt auch einige Europäer, schon wiederholt zur Gewinnung eines marktfähigen Olivenöls auszunutzen gesucht hatten, indem man Mühlen angelegt habe, die durch das Wasser des Sesid Rud betrieben wurden. Aber die Schwierigkeiten, die die habgierige persische Regierung den Unternehmungen von vornherein in den Weg legte, ließen sie nicht emporkommen; alle gingen zugrunde, und die Unternehmer verloren ihr Geld, so daß jetzt die Oliven nur noch zur Gewinnung des rohen Olivenöls benutzt werden, aus denen die bei den Orientalen so beliebten Olivenseifen bereitet werden.

Dicht hinter diesen Olivenwäldchen gelangten wir zu dem ansehnlichen Dorfe Rūbār, welches einen ausgedehnten Bazar besitzt, in dem schöne, mächtige Bäume die Häuser beschatten. Unter dem riesigsten derselben schlugen wir unser Lager auf und verzehrten unser Frühstück aus Panir — dem persischen Käse — und dem eierförmigen Brot.

Das persische Brot verdient eine ganz besondere Beachtung, da es die Hauptnahrung des Volkes bildet. All unsere Redensarten, „die Bitte um das tägliche Brot“, die Redensart „sein gutes Brot haben“, ja selbst Worte wie „nichts zu beißen und nichts zu brechen haben“, beziehen sich auf diese orientalischen Verhältnisse. In Europa ist niemals in so hohem Grade das Brot die ausschließliche Nahrung der Bevölkerung gewesen. Aber die Bibel hat uns diese Redewendungen geliefert, und sie sind uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir gar nicht mehr bemerken, daß sie mit den tatsächlichen Verhältnissen bei uns nicht recht übereinstimmen.

Das persische Brot wird in flachen ovalen Fladen von ungefähr 60 Zentimeter Länge und 40 Zentimeter Breite hergestellt. Es ist Weizenbrot aus grobem Mehl, in dem fast die ganze Kleie enthalten ist. Die Dide des Brotes wechselt je nach der Gegend und dem Zwecke, von Daumendide bis zur Dide einer Oblate. Am gewöhnlichsten sind die mittelfarken, die die Dide eines Eierförmigen haben. Sie werden in großen Stößen, soviel man zwischen zwei Händen tragen kann, verkauft und sind, wenn man sich an den eigentümlichen Geschmack gewöhnt hat, eine durchaus nicht unangenehme Nahrung, ja die dünnsten Sorten schmecken sehr gut. Die mittleren Sorten finden bei der Mahlzeit der Perser noch eine eigentümliche anderweitige Verwendung. Da der Perser mit den Fingern ißt und Messer und Gabel hierbei nie benutzt, so ist er gezwungen, sich irgend eines Mittels zur öfteren Reinigung der Hände während der Mahlzeit zu bedienen. Hierbei benutzt er das Brot, an dem er die Finger abwischt. Diese eigentümlichen Wischtücher werden nachher von den Dienern verzehrt.

Der Weg führte uns von hier aus bergan dicht an dem in der Tiefe brausenden Sesid Rud entlang zwischen immer enger an den Fluß herantretenden steilen, oft fast senkrechten Felswänden, stetig ansteigend, in zahlreichen Krümmungen vorwärts, bis plötzlich von uns eine enge Schlucht, eine Art Tor, sichtbar wurde, wo oben die Felsen beider Ufer fast zusammenstießen. Wir langten an. Ueberrascht sahen wir, daß hier eine natürliche Brücke den Strom überwölbt, auf der der Karawanenweg nach dem rechten Ufer zu dem Orte Māndjil hinüberführt. Wir folgten ihm und schlugen bei schönstem Wetter im Posthause unser Quartier auf. Das sich seitlich weit erstreckende Tal lag in reichster Vegetation im herrlichsten Sonnenglanze vor uns.

Am Nachmittag aber verdüsterte sich der Himmel, und mitten auf einer kleinen Landpartie, die wir angetreten

hatten, überraschte und der erste Regen, den wir in Verfesten erleben, und trieb uns zum Posthause zurück. Bis um Mitternacht hörten wir sein Rauschen.



Gestern und Heute.

Weshalb dient das Schwein zur Bezeichnung von Glück?
Jedermann kennt die Bezeichnung „Glückschwein“ und den volkstümlichen Ausdruck: „Schwein haben“ für „Glück haben“, aber nicht vielen wird der Ursprung dieser merkwürdigen Verbindung richtig bekannt sein. Der Zusammenhang ist nicht so oberflächlich, daß man meinen könnte, das Schwein wurde wegen seiner Fettigkeit und Behäbigkeit als Sinnbild des Wohllebens und Glückes betrachtet, vielmehr liegt der Zusammenhang weit tiefer und hat einen alterschwerdigen Ursprung. Darauf deutet schon die weite Verbreitung dieser Begriffsverbindung. Sparbüchsen in Gestalt eines Schweines, als Geldschweine oder Pfennigschweine bezeichnet, kommen seit alter Zeit nicht etwa nur in Deutschland vor, sondern auch in Holland und in Schottland, wahrscheinlich auch noch in anderen Ländern Europas, von denen es uns nur gerade nicht bekannt ist. Professor Schlegel, der ausgezeichnete Kenner des Chinesischen, weist darauf hin, daß sogar die Chinesen zwischen dem Begriffe einer Sparbüchse und dem eines Schweines eine Verbindung hergestellt haben. Der Name Geldschwein für die Sparbüchse ist in manchen Ländern so eingewurzelt in der Ausdruckweise des Volkes, daß auch solche Sparbüchsen so bezeichnet werden, die gar nicht mehr die Gestalt eines Schweines haben. In Schottland wird überhaupt alle grobe Töpferei mit dem Worte „pig“ bezeichnet, ob dies eine Übertragung von den thurnen Sparbüchsen her ist, muß aber zweifelhaft erscheinen, da auch das Roheisen im Englischen pigiron (Schweine-Eisen) genannt wird. In dieser Hinsicht ist also noch manches aufzuklären, dagegen ist die Verbindung von Schwein und Glück für die germanischen Länder aus den alten Sagen gut erklärbar. Bei dem Fest der Wintersonnenwende wurde von unseren Vorfahren ein Schwein gebraten und geschmaust als das heilige Tier des Sonnengottes Freyer, dessen Geburt und Wiederkehr man in diesem Feste beging. Das Schwein des Sonnengottes, das ein Meisterwerk von Zwergen war und mit seinen goldenen Borsten den Glanz der Sonne darstellte, zog den Wagen des Gottes oder diente ihm auch als Reittier; in begreiflichem Zusammenhange mit der Wirksamkeit des Sonnengottes wurde dieser sein Eber ein Sinnbild der Fruchtbarkeit. Diese alte Bedeutung hat sich in den oben erwähnten Formen bis heute im Volke erhalten, obgleich wahrscheinlich wenige von denen, die ein Glücksschweinchen an der Aukette tragen, wissen, daß sie damit einem altgermanischen Glauben huldigen. Woher die Chinesen zu ähnlichen Vorstellungen gelangt sind, darüber fehlt uns freilich die Auskunft.



Ein im Aussterben Begriffener. Der Bison oder Indianerbüffel (*Bison americanus* Gm.), der mit dem russischen Wisent (*Bison europaeus* Ow.) aus dem kaiserlichen Forste von Bialowizka eine abweichende Gattung der Familie der Rinder bildet, ist ebenso wie sein europäischer Verwandter, heute schon zu den ausgestorbenen oder vielmehr ausgerotteten Tieren zu rechnen. Er lebt heute, von den halb und ganz zahmen Zuchten abgesehen, nur noch in kümmerlichen, von Staats wegen bewachten und beschützten Resten in dem merkwürdigen Gebirgsbezirk des Yellowstone Parks im Staate Wyoming. Alles in allem gibt es aber gewiß keine 1000 Stück mehr auf der Erde, vielleicht keine 500! Und anfangs der sechziger Jahre weideten doch noch ungezählte Millionen auf den endlosen Grasebenen des amerikanischen Westens! Da legten die verschiedenen Pacific-Bahnen verderbliche Brechen in die zusammenhängende Masse, gewinnstüchtige und sport-, d. h. auf deutsch: mordlustige Jäger, kamen immer zahlreicher, weil bequemer in die Bisonreviere, und so wurde es wahr, wenn es auch kaum zu glauben ist, daß bereits im Jahre 1887, also nach, sage und schreibe: 15 Jahren etwa bereits das Buch „Die Ausrottung des amerikanischen Bisons“ von Hornaday in Newyork erschien. Dieses altentworfene Quellenwerk zeigt uns die traurige Kehrseite der menschlichen Kultur als Feindin und Vernichterin der ursprünglichen lebendigen Natur in einer wahrhaft grauenerregenden Weise, und man sollte es kaum für möglich halten, daß die Regierungsorgane der Vereinigten Staaten diesem abscheulichen Zerstörungswerk, dieser unsinnigen Vernichtung eines großen Wertgegenstandes und, was

die Hauptsache ist, des unentbehrlichen und unverfügbaren Nahrungsmittels des Indianers ruhig zusahen, mit solchen sadistischen Begründungen, wie: die Bisons könnten den Bahnbetrieb stören, in Wirklichkeit wohl dem Wahnbild der „Freiheit“ zu Liebe. Warnende Stimmen edelstehender und weitsichtiger Männer, die sich bei Zeiten schon in der Volksvertretung erhoben, verhallten ungehört; die widerliche Missethat ging ungehindert weiter. So schloß z. B. der bekannte Schaumann „Buffalo Bill“ in anderthalb Jahren 4500 Bisons vom Pferde aus mit dem Repetiergewehr nieder. Vernichtet wurde von der Beute gewöhnlich nur Zunge und Haut oder auch nicht einmal das. Später mußte man freilich seine Kurzsichtigkeit und Hartherzigkeit empfindlich büßen. Die Indianer, die ganz vom Bison gelebt hatten und sich der Grundlage ihres Daseins beraubt sahen, brachen aus Hunger und Verzweiflung in einen Aufstand nach dem andern aus; noch jetzt haben diese Unruhen nicht ganz aufgehört, und wirkliche Ruhe wird es wohl auch nicht eher geben, bis die letzte Nothart dem letzten Büffel in die besseren, ewigen Jagd- und Weidegründe gefolgt ist. Ein großes Trauerspiel auf dem Welttheater, das Tier- und Menschenfreund nicht ohne gerechten Zorn und tiefe Wehmut ansehen können!

Humor.

Frau Mücke: „Und Du willst ein Mann sein? Du?“
Herr Mücke: „Gewiß, liebe Frau. Das heißt, wenn — wenn Du es mir erlaubst.“

Erna: „Dieser abscheuliche Mensch hat uns beiden einen Antrag gemacht. Ich möchte irgend eine schreckliche Strafe für ihn aussinnen.“

Mara: „Nun, warum willst Du ihn nicht heiraten?“

Sie (aufgeregt): „Und Du liebst mich wirklich noch eben so heiß, als bei unserer Verlobung?“

Er (mit Ueberzeugung): „Ganz gewiß, mein süßer Engel. Genau so heiß.“

Als dieses Gespräch stattfand, waren die beiden seit neun Stunden, acht Minuten und 25 Sekunden verlobt.

Junger Mann, Einjährigfreiwilliger (zu seinem Hauptmann): „Herr Hauptmann, ich komme zu Ihnen, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

Hauptmann: „Rechtsum kehrt! Marsch!“

Hausfrau: „Auguste, wer war denn der Mann, der Ihnen gestern Abend in der Küche Gesellschaft leistete?“

Möbin: „O, das war der Sohn meiner zukünftigen Schwiegermutter, Madame.“

Das erste Diner an Bord.

Der große Amerikadampfer hatte das seichte Wasser verlassen und die hohe See erreicht, wo die heftigen Wellen des Ozeans sich bemerkbar machten. Im eleganten Speisesaal wurde das Diner serviert. Die sechsundzwanzig Plätze, am Tische des Kapitäns waren sämtlich besetzt und als die Suppe erschien, richtete der Kapitän einige herzliche Begrüßungsworte an seine Tischgesellschaft.

„Verehrte Damen und Herren,“ begann er, „ich wünsche und hoffe, daß Sie alle fünfundzwanzig eine gute Überfahrt haben werden, und daß diese kleine Gesellschaft von vierundzwanzig Personen von der Reise befriedigt den Hafen von Newyork erreichen wird. Ich blicke auf diese zweiundzwanzig lächelnden Gesichter an diesem Tische, wie ein Hausvater auf seine Familie, denn ich bin für die Gesundheit und das Leben dieser Gruppe von neunzehn Personen verantwortlich. Ich hoffe, Sie werden alle vierzehn nachher mit mir ansoßen und Ihre Gläser auf eine frohliche Fahrt leeren. Ich glaube, wir sieben Reisegefährten passen außerordentlich zusammen und ich betrachte es als einen ganz besonderen Vorzug, daß aus der ganzen Passagierliste Sie drei, meine Herren, zu meinen Tischgenossen bestimmt wurden. Sie und ich, mein verehrter Herr, wir sind —“

Der Kapitän lachte vergnügt und fuhr fort:

„So, Stewart, nehmen Sie die fünfundzwanzig Gedecke weg und bringen Sie mir den Fisch.“